



Von Worten und Wörtern

Mentale Repräsentation aus der Sicht der Sprachmittlung

Wilfried Baumgarten

Grafenau, MLS

Veröffentlicht: 12. Januar 2022

Abstract

This article discusses the problem of mental representation from the point of view of interpreters and translators. Examples from various languages and contexts illustrate the difficulties encountered in translation and interpreting, with mental representation hidden in lexical, morphological and syntactic text components as well as in whole texts. It will be shown that, in translation, these elements have to be considered together with the roots of a text as well as in the situation the text is placed in. Finally, whether and to what extent the embodiment and objectification of ideas is possible will be questioned, along with how this affects the process of translation.

Keywords/Schlüsselwörter

words and concepts, translation, culture

Wörter und Begriffe, Übersetzung, Kultur

1 Einführung

Der vorliegende Artikel greift in ausführlicherer Form das Thema eines Vortrages auf, der beim Workshop *Embodiment und Repräsentation* am 08.11.2019 an der Universität Wien gehalten wurde. Die englische Fassung des Wiener Vortrags wurde im Tagungsband *Embodiment and Representation*, herausgegeben von Kerstin Störl, Peter Lang Verlag 2021, veröffentlicht.

Es sei auch vorausgeschickt, dass die hintergründige Unterscheidung von **Worten** und **Wörtern**, auf welche hier rekuriert wird, auf einen Vortrag von Albrecht Neubert zurückgeht, den er 1989 in der Philologisch-historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften gehalten hat (Neubert 1991).

Mentale Repräsentationen werden in der Regel interdisziplinär erörtert, wobei sowohl linguistische als auch außerlinguistische Faktoren Berücksichtigung finden. Die in diesem Kontext bisher weniger diskutierte Perspektive der Translation ist geeignet aufzuzeigen, auf welche Weise mentale Repräsentationen, welche sich sowohl in lexikalischen, morphologischen und syntaktischen Textkomponenten als auch in der Ganzheit eines Textes spiegeln, durch den Sprachmittler aufgegriffen und verarbeitet werden können. Dabei ist u.a. die Frage von Interesse, inwieweit der Translationsprozess eine Objektivierung des Mentalen erfordert, und ob bzw. in welchen Grenzen diese überhaupt möglich ist.

Über das de Saussuresche ‚Axiom‘ der Notwendigkeit strikter Trennung von synchronischer und diachronischer Sprachbetrachtung, soweit es für das Thema relevant ist, setze ich mich in der vorliegenden Arbeit ganz bewusst hinweg. Es war immer meine Überzeugung, dass beide Betrachtungsweisen in dialektischer Weise zusammengehören. Damit wird keineswegs bestritten, dass es bisweilen zweckmäßig ist, sie strikt auseinanderzuhalten.

Ferner sei vorausgeschickt, dass die folgenden Überlegungen eher als **sprachphilosophisch** denn als **translationstechnisch** qualifiziert werden können. Der Untertitel *Mentale Repräsentation aus der Sicht der Sprachmittlung* lässt dennoch ahnen, dass es dabei gleichwohl um durchaus praktische Betrachtungen geht – oder, anders ausgedrückt, dass der Frage nachgegangen werden soll, in welcher Position sich eigentlich Übersetzer und Übersetzerinnen, und mehr noch Dolmetscher und Dolmetscherinnen, befinden, von denen erwartet wird, dass sie in angemessener Zeit ein brauchbares Ergebnis liefern. Insbesondere im Prozess des Dolmetschens sind die betreffenden Personen in ständigem Zugzwang, sie müssen buchstäblich innerhalb von Sekunden treffsichere Entscheidungen herbeiführen, ohne bewusst nach mentalen Abbildern und deren sprachlicher Ausdrucksform fragen zu können, geschweige denn nach den komplizierten Zusammenhängen zwischen beiden.

Die Verschiedenartigkeit der Ziel- und Zwecksetzungen für einen gegebenen Übersetzungsprozess, welche sich gewöhnlich in unterschiedlichen zu produzierenden Texttypen zeigt (Arbeitsübersetzung, inhaltsbearbeitende Übertragung, veröffentlichungsreife Übersetzung und was dergleichen mehr ist...), soll dabei, so wichtig sie auch ist, in den vorliegenden Betrachtungen nur am Rande berührt werden.

Schließlich sei darauf hingewiesen, dass Zitate aus fremden Sprachen nur in deutscher Übersetzung angeführt werden, soweit es sich um allgemeine Aussagen zu Sprache und Geist handelt und der Vergleich mit dem Original für die hier behandelte Thematik irrelevant ist. Zitate hingegen, welche der unmittelbaren Illustration translatorischer Probleme dienen, werden sowohl im Original als auch in der deutschen Übersetzung gegeben.

2 Vertraute Worte in versunkenen Wörtern

„Mentale Repräsentationen“ in der Linguistik und der Prozess des Übersetzens und Dolmetschens haben eine Gemeinsamkeit: Beide werden erst seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im modernen Sinne in wissenschaftlicher Form beschrieben und erörtert. Das ist mehr als erstaunlich, denn sowohl die Diskussion um Sprache und Idee als auch das Hin- und Herübertragen von Texten hat die Menschen schon seit mehr als zweitausend Jahren beschäftigt.

Die Übersetzungswissenschaft oder Translatologie hat sich zwar als eigenständige Wissenschaftsdisziplin erst im 20. Jahrhundert etabliert. Das heißt aber beileibe nicht, dass sich Menschen nicht schon zuvor Gedanken über das Hin- und Herübertragen von Texten von einer Sprache in eine andere gemacht hätten. Erinnerung sei hier nur an Luthers berühmten *Sendbrief vom Dolmetschen*. Und auch „mentale Repräsentationen“ mögen ein Begriff sein, der sich, zumindest in der Linguistik, ebenfalls erst seit dem 20. Jahrhundert als wissenschaftliche Kategorie zu etablieren begann. Gedanken dazu hat aber schon Platon (428 – 348 v.u.Z.) in Worte gefasst, auch wenn er andere **Wörter** benutzte. Ich denke dabei u.a. an den gegenüber Luthers „Sendbrief“ nicht minder berühmten Dialog *Kratylos*. Platon hat andere **Wörter** benutzt als wir sie in den linguistischen Arbeiten von heute finden. Aber sind es vielleicht seine **Worte**, die uns beim Studium des *Kratylos* an die „mentalen Repräsentationen“ von heute erinnern? Denn um nichts anderes geht es, wenn Platon sich ausführlich zum Verhältnis von **Sprache** und **Idee** äußert. In einem anderen Dialog, dem *Phaidros*, lässt er beispielsweise den Sokrates sagen:

Wenn jemand das Wort ‚Eisen‘ oder ‚Silber‘ ausspricht, so denken wir dabei doch wohl alle dasselbe? – Doch, wie ist es, wenn er ‚gerecht‘ sagt oder ‚gut‘? (Ritter (Platon) 1922: 84).

Zweifellos hat der berühmte Philosoph damit das Spannungsfeld zwischen mentalen Inhalten und sprachlichen Ausdrucksmitteln, das uns noch heute beschäftigt, in anschaulicher Form auf den Punkt gebracht.

Wenn es mit dem Verhältnis zwischen sprachlicher Hülle und gedanklichem Inhalt schon **innerhalb ein und derselben Sprache** seine Schwierigkeiten hat, wie Platon überzeugend aufzeigte, wie soll es dann erst um die Übertragung sprachlich gefasster Gedanken in eine andere Sprache stehen? Noch dazu, wo, wie allgemein bekannt ist, solcherart Schwierigkeiten bei der Translation keineswegs nur im Bereich der Lexik eines gegebenen Sprachenpaares zu verorten sind. Auch so manche grammatische Form oder Struktur, ebenso wie alle anderen Mittel der Sprache, lassen Zweifel daran aufkommen, ob die mit ihrer Benutzung beabsichtigten mentalen Abbilder beim Rezipienten der betreffenden Äußerung auch wirklich ankommen. Ein Beispiel ist der **Elativ**, eine bis heute nur allzu oft missverstandene und daher nicht selten falsch übersetzte Form (vgl. Baumgarten 2018). Auch die zahlreichen von Sprache zu Sprache variierenden Formen der Anrede sind häufig nicht auf einfache Äquivalenzbeziehungen zu reduzieren, denn sie sind **kulturspezifisch** determiniert. So hat beispielsweise Tolstoi in seinem Roman *Anna Karenina* beiläufig und völlig zu Recht erwähnt, dass die Benutzung der zweiten Person Plural für die höfliche Anrede einer einzelnen Person, die sowohl im Französischen als auch im Russischen üblich ist, in der einen Sprache keineswegs die gleichen Assoziationen und Gefühle hervorruft wie in der anderen. Es geht in der beschriebenen Szene um den betrogenen Ehemann der Anna Karenina und darum, wie er seiner Gattin einen Brief schreibt, in welchem er den ihm geboten scheinenden persönlichen Abstand einzunehmen gedenkt, ohne die Adressatin allzusehr vor den Kopf zu stoßen:

Er schrieb den Brief ohne besondere Anrede und in französischer Sprache, *weil das Sie im Französischen nicht so kalt klingt wie im Russischen*. (Tolstoi 1969: 398; Hervorhebung W.B.).

Die hier zitierte Stelle aus dem Roman ist nicht allzu schwer zu übersetzen, aber was folgt aus der darin enthaltenen Feststellung beispielsweise für eine Übersetzung aus dem Französischen ins Russische und umgekehrt? Auch die übliche deutsche Übersetzung des französischen *vous* mit ‚Sie‘ bei der Anrede einer einzelnen Person – trifft sie in **jedem** Kontext **genau** das, was im Französischen verstanden wird? Das kann durchaus bezweifelt werden.

3 Grenzen der Mittelbarkeit?

Ist die Wissenschaft vom Dolmetschen und Übersetzen inzwischen um wirklich entscheidende Schritte weitergekommen bei der Behandlung dieser Thematik? Es ist nicht zu leugnen, dass es Erkenntnisfortschritte, und dass es auch ein fortgesetztes Bemühen gibt, mehr Licht in die Sache zu bringen. Auch die in den letzten Jahren und Jahrzehnten immer stärker in den Fokus rückende Diskussion um mentale Repräsentationen leistete und leistet dazu einen fortwährenden keineswegs zu unterschätzenden Beitrag.

Und dennoch: Ist nicht die mitunter schwierige, zum Teil recht technisch, ja technizistisch, anmutende Diskussion der mit dieser Thematik verbundenen Fragen – ist sie nicht bis heute ein Spiegelbild komplizierter Gedankenkonstruktionen, welche von dem berühmten Diktum *simplex sigillum veri* meilenweit entfernt sind – und zwar trotz aller wissenschaftlichen Arbeiten der letzten Jahre und Jahrzehnte, und trotz allen Fortschritts? Nicht nur denjenigen, welcher schnelle Orientierung sucht und der die damit zusammenhängenden Begriffe in einschlägigen linguistischen Fachwörterbüchern nachschlägt, sondern auch manchen, der die inzwischen schier unübersehbare Literatur zu diesem Thema aufmerksam und gründlich studiert, beschleicht mitunter das Gefühl, dass ihm der wesentliche Inhalt der Problematik eher verhehlt als schlüssig erklärt werden soll. Kein Wunder, sollte man meinen – resümiert doch Platon in seinem berühmten *Siebten Brief*¹ hinsichtlich der sprachlichen Mittel resignierend:

¹ Die Diskussion um die Echtheit dieses Briefes hat für die hier angestellten Überlegungen keine Relevanz.

Kein Vernünftiger wird es wagen, das von ihm mit dem Geiste Erfasste den unzulänglichen sprachlichen Mitteln anzuvertrauen und noch dazu, wenn sie ein für allemal festgelegt sind, wie es bei dem in Buchstaben Niedergeschriebenen der Fall ist. (Apelt (Platon) 1922: 134).

Werden wir also, um die Angelegenheit ganz pragmatisch zu betrachten, jemals sicher sein können, dass, was jemand **sagt** oder **schreibt**, auch das ist, was er sagen oder schreiben **wollte**? Zumindest in der naturwissenschaftlich-technischen Kommunikation sollte das in jedem Falle so sein. „Wissenschaft verlangt begriffliches Denken, das mitteilbar und systematisch ist.“ schrieb Karl Jaspers in der Einleitung zu seiner *Allgemeinen Psychopathologie* (Jaspers 1948:2). Begriffe wie ‚Eisen‘ oder ‚Silber‘ geben denn auf den ersten Blick auch wenig Spielraum für Verständnisunsicherheiten – erst recht, wenn man sie in chemische Symbole, *Fe* und *Ag*, fasst. Aber Vorsicht! Der Chemiker Mendelejev dachte dabei gewiss an etwas anderes als ein Metallwarenhändler es tut, und dieser wiederum an etwas anderes als ein Materialwissenschaftler oder gar ein Juwelier. Wie erst verhält es sich, wenn „[...] instinktive Ansichten, eine persönliche Intuition, die sich gar nicht mitteilen läßt [...]“ (Jaspers 1948: 2) im Spiel sind? Dann wird es allemal ungleich schwieriger, ja nicht selten unmöglich.

Welche Konsequenzen nun diese offensichtliche Kluft zwischen Gedankenwelt und sprachlicher Hülle für die Sprachmittlung hat, soll im Folgenden anhand ausgewählter konkreter Beispiele näher untersucht werden.

4 Sprachmittlung zwischen Materie und Geist

Die Sprachmittlung – das Dolmetschen und Übersetzen – bewegt sich stets in dem oben skizzierten Spannungsfeld. Die Dolmetscher, Dolmetscherinnen natürlich eingeschlossen, werden, wie allgemein bekannt ist, im englischen und französischen Sprachraum hintergründig ‚Interpreten‘ genannt. Ob sie ‚Hermeneutiker‘ sind, sein **dürfen**, ist aber bis heute nicht unumstritten. Bei näherer Betrachtung wird sich jedenfalls zeigen, dass ihre sprachmittlerische Leistung weitgehend unabhängig von solchen Diskussionen ist. Denn in der Tat: Die Leistung professionell exzellenter Sprachmittler kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, mögen sie nun aus dieser oder jener Schule der Übersetzungswissenschaft kommen. Sie müssen ja nicht **Wörter**, sondern **Worte** richtig übersetzen, wozu sie aber das Bedeutungspotenzial der **Wörter** zunächst einmal sehr genau kennen müssen, um die hoffentlich klugen **Worte** (nicht **Wörter**!) dann richtig **interpretieren** zu können – jawohl, **interpretieren**! Sie haben keine Wahl, und zum Glück sind sie keine Maschinen. Am Ende müssen sie mit Hilfe von **Wörtern** einer anderen Sprache die richtigen **Worte** finden, und das blitzschnell! Das ist ein höchst komplexer Prozess. Es gehört weit mehr dazu, ihn zu bewältigen, als nur das Verstehen der hier einleitend in den Mittelpunkt gerückten **Begriffe**. Mehr noch: Alle Versuche, diesen Prozess gleichsam sezierend mit dem Skalpell des mathematisch-naturwissenschaftlich gebildeten Linguisten zu zerlegen, um ihn dann beschreiben und verstehen zu können, haben bisher zwar durchaus nützliche Arbeiten für die Optimierung der Ausbildung von Sprachmittlerinnen und Sprachmittlern hervorgebracht, darüber hinaus aber wenig mehr als schwer verdauliche Kost zu translatorisch-linguistischen Theorien und mangelhafte Leistungen computergestützter Übersetzungsmaschinen. Otto Kade, einer der Begründer der Leipziger Schule, sprach in diesem Zusammenhang beinahe spöttisch von einem „mikrolinguistischen“ Ansatz (Kade/Neubert 1973: 163). Denn überaus wichtige Aspekte des Kommunikationsprozesses werden bei all diesen Versuchen fast immer an den Rand gedrängt, darunter außerlinguistische Faktoren wie Intention, Inspiration, Intuition und alles ‚Atmosphärische‘.

In den folgenden Abschnitten sei auf einige konkrete Fälle aus der Translationspraxis eingegangen. Es soll gezeigt werden, auf welche Weise die in Wörtern verborgenen Worte, oder technizistischer ausgedrückt, wie die in sprachlichen Zeichen explizit gewordenen mental repräsentierten Inhalte durch Sprachmittler „dingfest“ gemacht werden können und welche Schwierigkeiten dabei mitunter zu erwarten und zu bewältigen sind. Dabei wird auf die Problematik des sprachlichen Kontextes hier nicht weiter eingegangen, denn diese ist selbstverständlich im Translationsprozess unter *allen* Aspekten und in *allen* Phasen von höchster Relevanz und findet durchgängig eine dementsprechende Berücksichtigung.

5 Translationspraxis: Erkennen sprachlich verkörperter mentaler Inhalte

Es sei hier vor allem auf die Phase der Interpretation des Ausgangstextes eingegangen. Ja, es sei nochmals betont: der Interpretation, denn etwas anderes ist nur in engen Grenzen denkbar. Dabei mag der Eindruck entstehen, dass der Translationsprozess in dieser Phase vor allem semasiologisch bestimmt ist, aber das ist eine Täuschung. Sie kommt wohl daher, dass der Beobachter nur durch das Ergebnis der Translation von der Interpretationsarbeit des Sprachmittlers erfährt. Der Prozess selbst bleibt unsichtbar, er findet im Verborgenen statt. Schon in dieser Phase der verborgenen Interpretation, ist die onomasiologische Perspektive von Sprachmittlern, bezogen auf die Ausgangssprache, jedoch gleichermaßen relevant. Nicht etwa, weil sie sich überlegen müssen, wie sie dieses oder jenes benennen wollen, diese Mühe hat ihnen die Person, die den Ausgangstext verfasst hat, bereits abgenommen – sondern, weil sie sich in diese Person und in deren im weitesten Sinne soziokulturell bestimmte Gedankenwelt und sprachliche Motivation hineindenken müssen, um zu einem tieferen Verstehen des Gegenstandes des Translationsprozesses zu gelangen.

Die anderen Phasen des Prozesses, die Phase des ‚Kodierungswechsels‘ (nach Kade) und die Phase der Formulierung des Textes in der Zielsprache, bedürfen einer eigenen Betrachtung, für die hier nur am Rande Raum sein wird, zumal bei näherer Betrachtung die Kadeschen Begriffe auch noch relativiert bzw. präzisiert werden müssten.

5.1 Begriffe und Begriffsäquivalenz

Sprachmittler und Sprachmittlerinnen müssen sich bei ihrer Arbeit stets fragen, was Urheber bzw. Urheberinnen eines gegebenen Ausgangstextes mit den **Wörtern**, welche sie ausgesprochen bzw. niedergeschrieben haben, **meinen** – oder, anders ausgedrückt, was sie **im Sinn** haben. Das wird dann am besten gelingen, wenn beide Seiten sich schon geraume Zeit kennen. Für Sprachmittler ist es von unschätzbarem Wert für ihre Arbeit, wenn sie das Umfeld und die Geschichte der Beziehungen zwischen ihren Auftraggebern schon kennen, wenn sie die Texte, die sie zu interpretieren haben, in ihren größeren gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kulturellen, und historischen Kontext eingebettet sehen. Kluge Auftraggeber wissen das – und sie engagieren für die Sicherung einer reibungslosen Kommunikation mit bekannten Partnern gern immer denselben Sprachmittler oder dieselbe Sprachmittlerin, sofern sie gute Erfahrungen mit ihnen gemacht haben. Die Sprachmittler werden immer genauer interpretieren, je länger sie in den Prozess der Entwicklung der gegenseitigen Beziehungen der Kommunikationspartner eingebunden sind – oder, wenn man so will, je leichter es ihnen fällt, die onomasiologische Perspektive einzunehmen. Sie werden mit immer größerer Wahrscheinlichkeit genau wissen, was ihr Gegenüber bei der Benutzung bestimmter Wörter als wesentlich wahrgenommen haben möchte. Dieses Wissen ist auch für erfahrene Sprachmittler keineswegs selbstverständlich, und es ist zudem aus keinem Wörterbuch und in keiner noch so guten Ausbildung zu erfahren.

Woran beispielsweise denkt jemand, wenn er vom ‚Wert‘ eines Topfes spricht? Nicht von Äußerlichkeiten ist hier die Rede, welche zu berücksichtigen wären – nicht von den

verschiedenen Arten der Töpfe: Topf, Kochtopf, großer Topf, kleiner Topf, eiserner Topf, Aluminiumtopf usw., denn da hilft in der Regel schon der Begriff weiter. Es geht vielmehr um das Wesen des Wertes eines wie auch immer gearteten Topfes.

„[...] aus ton formt der töpfer den topf/wo er hohl ist/liegt der nutzen des topfs [...] /so bringt seiendes gewinn/doch nichtseiendes nutzen“, hören wir den weisen Laotse (Laozi, 6. Jh. v.u.Z.) dazu sagen (Laotse 1970: 67). Mit diesen Worten nahm der chinesische Philosoph vor mehr als zwei Jahrtausenden die Unterscheidung von Wert und Gebrauchswert vorweg! Welcher Ökonom könnte nicht ein Lied davon singen, wie schwierig es mitunter ist, sich mit ökonomisch nicht besonders gebildeten Leuten über Wert und Preis zu unterhalten?

Und weiter: Woran dachte Mark Twain, als er seinen *Huckleberry Finn* das Wort *nigger* benutzen ließ (Twain 1885)? Woran dachte die kongeniale deutsche Übersetzerin, die dieses Wort ungefiltert für ihre deutsche Übersetzung verwendete (Twain (dt.) 1890)? Und Astrid Lindgren, als sie *Pippi Langstrumpf* stolz davon berichten ließ, dass ihr Vater ein *negerkung* sei (Lindgren 2012: 43), also ein ‚Negerkönig‘ – woran dachte sie? Kann Twain, kann Lindgren, nur weil sie solche Begriffe verwendet haben, etwa eine rassistische Einstellung unterstellt werden? Wohl kaum, selbst nach heutigen Maßstäben – jedenfalls nicht ernsthaft. Man mag es drehen und wenden wie man will: Letztlich ging es beiden Schriftstellern um die lebensnahe und authentische Darstellung ihres jeweiligen Stoffes, und dazu benötigten sie diese Wörter. Einem Jungen wie *Huck Finn* wäre es niemals eingefallen, sich um ‚political correctness‘ zu scheren. Astrid Lindgrens *Pippi Langstrumpf* verdankt ihre Lebendigkeit bis heute dem feinen Gespür ihrer Schöpferin für Kinder und für deren Sprache und Gefühle. Zudem waren beide Schriftsteller zweifellos Kinder ihrer Zeit, wie wir alle es sind. Hier kommt ein weiterer Aspekt ins Spiel: mentale Repräsentationen sind für die Sprachmittlung nicht nur über Sprach- und Kulturgrenzen, sondern auch über **Zeit**grenzen hinweg von Bedeutung, sobald es um die Übersetzung historischer Texte oder um die Vermittlung aktueller Texte mit historischem Inhalt geht.

Aber nicht nur das: Im Zusammenhang mit der Revitalisierung bedrohter Sprachen ergibt sich die Notwendigkeit, entstandene Zeitlücken **innerhalb ein und derselben Sprache** zu überbrücken – was letztlich auch eine Art von Sprachmittlung ist! Es ergibt sich die Notwendigkeit, neue Wörter zu kreieren, um die moderne Welt sprachlich zu spiegeln. Dadurch können Brüche in traditionellen mentalen Abbildern entstehen, wie sie sich beispielsweise in der hawaiianischen Neuschöpfung für ‚Computer‘ – *lolo nila* – zeigen. Das heißt wörtlich ‚elektrisches Hirn‘, womit junge Hawaiianer kein Problem haben. Die ältere Generation, und insbesondere die alte Generation der wenigen echten noch lebenden Muttersprachler weist jedoch darauf hin, dass im alten Hawaii das Denken und das Fühlen nicht im Gehirn, sondern in den Eingeweiden verortet wurde. Sie empfinden die Wortneuschöpfung daher als durchaus unpassend. Vermutlich wird sie sich trotzdem durchsetzen.

Eine besonders große Rolle spielt das richtige Verhältnis zwischen Worthölse und mentalen Abbildern zweifellos in Philosophie und Religion, denn hier geht es um Überzeugungen, welche mit Hilfe der Sprache möglichst zuverlässig transportiert werden sollen. Das arabische Wort الله [al-lāh] beispielsweise heißt als **Lexem** nichts anderes als ‚der Gott‘. Aber was ist das für ein Gott? Muslime und Christen haben, obwohl sie – jeder in seiner Sprache – das gleiche, lexikalisch ohne weiteres übersetzbare **Wort** verwenden, dabei völlig verschiedene **Begriffe** im Sinn, welche sich u.a. in den jeweils mit ‚Allah‘ bzw. ‚Gott‘ in Zusammenhang gebrachten Epitheta zeigen. Dabei geht es hier nicht um theologische Einzelheiten, aber eines ist klar: Der strenge Monotheismus des Islam steht in krassem Gegensatz zur christlichen Trinitätslehre, schon deshalb ist die Lexikon-Äquivalenz der Begriffe ‚Gott‘ und ‚Allah‘ oberflächlich. Und dennoch: Wenn arabische Christen الله sagen, dann besteht, solange sie nicht vom Islam reden, keinerlei Zweifel, dass sie ‚Gott‘ meinen, so wie er im Christentum

verstanden wird. الله ist das entsprechende Wort in der arabischen Bibel. Aus den hier genannten und weiteren Gründen kann es in bestimmten Situationen durchaus sinnvoll oder sogar geboten sein, das arabische Wort unübersetzt zu lassen und die eingedeutschte Form ‚Allah‘ zu verwenden, solange vom Islam die Rede ist.

Ein weiteres Beispiel aus dem Arabischen mag verdeutlichen, dass mentale Abbilder, durch bestimmte Begriffe hervorgerufen, durchaus auch mit der Herkunft dieser Begriffe zu tun haben könnten, obwohl diese dem durchschnittlichen Benutzer oder der normalen, sprachlich nicht besonders gebildeten Benutzerin der Sprache im Augenblick des Sprech- oder Schreibaktes in der Regel nicht bewusst ist. Denken wir bei Benutzung des Wortes ‚Schlüssel‘ daran, dass wir mit diesem Schlüssel nicht nur **schließen**, sondern auch **öffnen** können? Im übertragenen Sinne ist der ‚Schlüssel‘ zuweilen sogar überwiegend ein **Öffner**, wie beispielsweise der ‚Notenschlüssel‘ oder der ‚Schlüssel‘ zu einem ‚verschlüsselten‘ Text. Aber denkt ein Araber, wenn er das lexikalische Äquivalent مفتاح [miftāḥ] (d.i. ‚Gerät zum Öffnen‘, ‚Flaschenöffner‘, ‚Dosenöffner‘) benutzt – denkt er daran, dass er mit diesem Gerät die Tür nicht nur **öffnen**, sondern durchaus auch **verschießen** kann? Es darf als gesichert gelten, dass die Alltagserfahrung die ursprüngliche Bedeutung der Wortwurzel in den meisten Fällen überlagert, und dass die Benutzer beider Sprachen durchaus wissen, wozu ein ‚Schlüssel/مفتاح‘ nützlich ist. Die Frage ist aber: Hat die Wortherkunft vielleicht Spuren im Unterbewusstsein hinterlassen? Das ist keinesfalls auszuschließen, denn in beiden Sprachen gibt es zahlreiche andere Wörter der jeweiligen Wurzel, welche im Falle des Arabischen nur auf **öffnen**, im Falle des Deutschen nur auf **schließen** Bezug nehmen. Um beim Arabischen zu bleiben: Ein مفتاح ist ein Gerät, mit dem man die Tür öffnen, aber zweifellos auch verschließen kann. Flaschen oder Dosen kann man damit aber nur **öffnen** und definitiv **nicht verschließen**. Und die allgegenwärtige فاتحة [fātiḥa], die den Koran **eröffnende** Erste Sure, ist das Gegenteil von einem Schlusskapitel. Schließlich, und damit soll dieser Punkt hier abgeschlossen werden, kennt jedes arabische Kind den berühmten Spruch aus *1001 Nacht* إفتح يا سمسم [iftaḥ yā simsim], ‚Sesam **öffne** dich!‘. Natürlich können Sprachmittler in vielen Situationen rein mechanisch vorgehen und مفتاح, je nach Kontext, mal mit ‚Schlüssel‘, mal mit ‚Flaschenöffner‘, mal mit ‚Dosenöffner‘ übersetzen. Dass es sich im Arabischen in allen drei Fällen primär einfach nur um einen **Öffner** handelt, lässt sich nicht so einfach übermitteln.

Ein etwas anders gelagertes lexikalisches Problem begegnet uns bei dem im Russischen vorhandenen Dualismus der Adjektive *русский* und *российский*, ‚russisch‘, sowie *немецкий* und *германский*, ‚deutsch‘. Hier spiegelt sich, wenn man so will, die russische Seele – oder, wie Vjačeslav Ivanov es formuliert hat, „das dualistische Prinzip in Rußlands geschichtlichem Dasein“ ([Ivanov] Iwanow 1930: 10ff.). Mit *русский* wird auf das Land, auf das Volk, auf seine Sprache und Kultur Bezug genommen, während sich *российский* auf den Staat und auf alles bezieht, was mit ihm zusammenhängt. Alles, was *российский* ist, ist dem Russen demnach immer fremd geblieben und hat mit *русский* nichts zu tun. Was *российский* ist, wird als aufgesetzt empfunden, auch wenn es meist respektiert wird, aber Herz und Seele sind zutiefst *русский*.² Analog verhält es sich mit den Begriffen *немецкий* und *германский*, wobei die

² Ivanov geht noch weiter und spricht von der Polarität zweier Kulturen in Russland – der ‚organischen‘ Kultur der Volksmassen und der ‚kritischen‘ Kultur der „im modernen Sinne Gebildeten“. Erstere sei wesentlich antik und kirchlich-byzantinisch geprägt, sich sprachlich auch in der liturgischen Gräzität ausdrückend, während letztere „von jeher aus Westeuropa fortwährend eindringend, vor zwei Jahrhunderten aber von Staatswegen gewaltsam importiert“ worden sei. (Iwanow 1930: 24f.). Diese Überlegungen sind rund 90

Deutschen das Privileg besitzen, außer den Russen die einzige Gemeinschaft zu sein, auf welche das dualistische Prinzip der strikten Unterscheidung von *Land* und *Staat* angewendet wird. Es gab den ebenso ungeschickten wie untauglichen Versuch, den Begriff *русский* irgendwie so ins Deutsche zu übertragen, dass der Unterschied zu *русский* explizit wird. Dabei wurde dann die offizielle Staatsbezeichnung *Российская Федерация* als ‚Russländische Föderation‘ verdeutscht – ein Wortungetüm, das weder vom deutschen Auswärtigen Amt noch vom österreichischen Bundesministerium Europäische und internationale Angelegenheiten übernommen wurde. Das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten umgeht das Problem, indem es meist nur von „Russland“ spricht, während bei Benutzung der offiziellen Staatsbezeichnung die Variante „russische Föderation“ (sic!) üblich ist. Haben wir es hier mit einer Kapitulation vor den Schwierigkeiten zu tun, mentale Inhalte, die doch die eine Sprache recht gut in ihrem Wortschatz spiegelt, in die andere Sprache zu übertragen? Wir könnten ja ‚russisch‘ und ‚rusländisch‘ benutzen, manche Historiker und Russlandexperten tun das wohl auch. Ein Übersetzungsprogramm würde es ebenfalls, selbstverständlich ohne Bedenken, tun, würde es entsprechend eingerichtet werden. Aber die meisten Menschen? Irgendwie mögen sie das Wortungetüm nicht... So bleibt es dann wohl letztlich bei dem immer wieder gern kolportierten Satz, Russland könne man nicht verstehen, an Russland könne man nur glauben!

Wie steht es mit den drei englischen Begriffen *Arab*, *Arabian* und *Arabic*? Das Deutsche kennt dafür nur einen Ausdruck: ‚arabisch‘. Im Falle von *Arabic* geht es immer um die arabische **Sprache**, insofern herrscht hier Klarheit auch bei der Übersetzung ins Deutsche. Wie ist es aber mit *Arab* und *Arabian*? Natürlich können die englischen Begriffe erklärt werden, aber kann man sie **übersetzen**? Die subtile Unterscheidung zwischen diesen beiden Begriffen ist dem Deutschen fremd. *Arab* evoziert immer Assoziationen an die moderne Welt, während *Arabian* einerseits ein Begriff mit historisch-historisierendem Bezug ist und sich auf ein heute imaginäres ‚Arabien‘ bezieht (das *Arabia Felix* der Römer) oder Realia bezeichnet, welche typisch arabischen Ursprungs sind, wie beispielsweise *Arabian horses*, ‚Araber(pferde)‘. Ausgehend von den geschichtlichen Verhältnissen auf der Arabischen Halbinsel kommt es außerdem in dem zusammengesetzten Adjektiv *Saudi-Arabian* vor. Bei Übersetzungen englischer Texte ins Deutsche können die mentalen Abbilder, welche die englischen Begriffe *Arab* und *Arabian* hervorrufen, nur mit großem Erläuterungsaufwand und unter Verlust der ursprünglichen Kürze übermittelt werden. Meist werden Übersetzungen darauf verzichtet und eben unterschiedslos den deutschen Begriff ‚arabisch‘ verwenden.

Ein geradezu klassisches Beispiel für nur oberflächliche lexikalische, um nicht zu sagen, Lexikon-Äquivalenz, sind die Farbbezeichnungen, wenn sie mit ihrem tatsächlichen Gebrauch in den verschiedenen Sprachen verglichen werden. Eines der bekanntesten Beispiele dürfte der ‚Goldfisch‘ sein, der auf Französisch *poisson rouge* heißt. Der Betrunkene ist im Deutschen ‚blau‘, im Französischen jedoch *gris*, im schwereren Fall sogar *noir*! Die nordamerikanischen Lakota benutzen für die Farbe des Himmels und diejenige der Vegetation den gleichen Begriff, *thó*. Soll aber etwas anderes als die Vegetation mit dem Begriff ‚grün‘ bezeichnet werden, so heißt es *thózi* – das ist ein Kompositum aus den Begriffen für ‚blau‘ und ‚gelb‘, welche in der Mischung grün ergeben!

Wenn Eigennamen eine bestimmte Bedeutung innewohnt, auf die im Text Bezug genommen wird, dann werden bei Lesern stets mehr oder weniger relevante Assoziationen geweckt. So beschreibt Balzac *Monsieur Séchard* als einen Mann, der

Jahre alt, und seither haben viele einschneidende Ereignisse im Leben der Sowjetunion bzw. Russlands tiefe Spuren hinterlassen. Dennoch dürfte Ivanovs Einschätzung auch heute noch einige Relevanz besitzen.

[...] fidèle à la destinée que son nom lui avait faite, était doué d'une soif inextinguible. (Balzac 1983: 8).

Dieser Mann also war, getreu der Bestimmung, die sein Name ihm auferlegt hatte, mit einem unauslöschlichen Durst begabt (Balzac 1972: 11).

Wer des Französischen mächtig ist versteht das sofort und lächelt vermutlich bei der Lektüre still in sich hinein – aber wie soll man das ins Deutsche übersetzen, ohne den Zusammenhang des Namens *Sécharde* mit *sec*, ‚trocken‘, zu erklären? Ein Witz, den man erst erklären muss, ist bekanntlich kein Witz mehr. Also hat der Übersetzer das Problem einfach ignoriert. Er hat auch nicht versucht, die Pointe, die in dem Satz steckt, durch eine Anmerkung oder ähnliches zu erklären.

Auch Gattungsnamen, nicht nur aus der Mythologie, stellen Übersetzer vor große Herausforderungen. Der norwegische Übersetzer Olav H. Hauge war überzeugt, dass er bei der Übersetzung von Hölderlins *Schicksalslied* den Begriff ‚selige Genien‘ in Anlehnung an die nordische Mythologie als *sale fylgjur* übersetzen sollte (zitiert in: Myrvoll/Spaans 2018: 329). Unter *fylgjur* werden *kvinnelege verneänder*, ‚weibliche Schutzgeister‘ verstanden (o.V. 2006: 351). Hätte er vielleicht gar ‚Zeus‘ anderswo als *Odin* übertragen, und wie hätte er das gerechtfertigt?

Im Hawaiianischen gibt es den verbal gebrauchten Begriff *menehune*. Er bedeutet soviel wie ‚sich zusammenfinden, um eine gemeinsame Aufgabe zu lösen‘. Als Gattungsbegriff bezeichnet er kleinwüchsige Wesen, welche sich des Nachts zusammenfinden, um alle möglichen nützlichen Arbeiten zu verrichten. Die Versuchung, diese Wesen in einer deutschen Übersetzung als ‚Heinzelmännchen‘ zu bezeichnen, ist natürlich groß. Sollten Übersetzer ihr nachgeben? Ich weiß es nicht. Nur eines steht fest: Täten sie es, so würde dabei jegliches Originalkolorit unweigerlich verlorengehen.

Besonders schwierig wird es schließlich für Sprachmittler, speziell für Dolmetscher, welche ja blitzschnell handeln müssen, vor allem dann, wenn sich spontane Äußerungen vom allgemeinen Sprachgebrauch unterscheiden. Das geschieht vor allem, wenn Sprecher der Ausgangssprache in ihren Heimatdialekt verfallen, oder wenn sie sich besonders originell ausdrücken möchten, oder wenn sie aus anderen Gründen von der dokumentierten Standardsprache abweichen. Dolmetscher sind erfahrungsgemäß für solche Fälle am besten gewappnet, wenn sie nicht nur die Sprache ihres Mandanten, sondern auch sein soziales, politisches, kulturelles, wirtschaftliches, historisches und, ja – auch sein **mentales** Umfeld hervorragend kennen. Diesem hohen Anspruch jederzeit gerecht zu werden ist eine Forderung, die das Menschenmögliche oftmals übersteigt. Dessen sollten wir uns immer bewusst sein, wenn wir glauben, die Leistung eines Dolmetschers oder einer Dolmetscherin bemängeln zu müssen...

5.2 Unterschiedliche Grade von Personalisierung

Für die polynesischen Sprachen ist es charakteristisch, dass sie über zwei parallele Systeme von Possessiva verfügen, welche sich phonetisch-morphologisch nur durch einen einzigen Vokal unterscheiden. In dem einen System taucht der Vokal *o* auf, in dem anderen der Vokal *a*. Die Frage, wann die Possessiva der *o*-Kategorie anzuwenden seien und wann diejenigen der *a*-Kategorie, gehört zu den am meisten diskutierten grammatischen Problemen der Polynesistik. Es konnte trotz zahlreicher Untersuchungen bis heute nicht vollständig geklärt werden, mit welcher Art mentaler Repräsentation wir es im Falle dieser beiden Kategorien von Possessiva zu tun haben. Es scheint so zu sein, dass besonders bedeutsame, Körper oder Geist unmittelbar betreffende Dinge, über welche man selbst keine Macht hat bzw. die man selbst nicht geschaffen hat oder schaffen kann, mit den Possessiva der *o*-Kategorie bezeichnet werden. Aber nicht nur Dinge, auch Personen oder Prozesse sind von dieser Denkweise

betroffen. So werden beispielsweise im Hawaiianischen alle Angehörigen der eigenen und der älteren Generationen, wenn es sich um Verwandte handelt, mit dem Possessivum der *o*-Kategorie bezeichnet: *ko‘u makuahine*, ‚meine Mutter‘, *ko‘u kupuna kāne*, ‚mein Großvater‘. Angehörige der nachfolgenden Generationen werden dagegen mit dem Possessivum der *a*-Kategorie bezeichnet: *ka‘u kaikamahine*, ‚meine Tochter‘. Dieses System ist sehr effektiv, denn in konsequenter Anwendung ermöglicht es erstaunliche Differenzierungen. So ist beispielsweise *ka‘u ki‘i* ‚mein Bild‘ im Sinne von ‚das Bild, das ich geschaffen habe‘ (ich hatte die Macht darüber), aber *ko‘u ki‘i* ist ‚mein Bild‘ im Sinne von ‚das Bild, auf dem ich dargestellt bin‘ (jemand anders hatte die Macht darüber). Ebenso ist es mit *kāna hale*, ‚sein/ihr Haus‘ (das Haus, das er/sie gebaut hat) und *kona hale*, ‚sein/ihr Haus‘ (sein/ihr Elternhaus oder das Haus, das er/sie geerbt hat). Mit *ka‘u kumu*, ‚mein Lehrer‘, ist zugleich gesagt, dass ich mir diese Person selbst als Lehrer gesucht habe und sie auch wieder entlassen kann, ich bin ihr nicht ausgeliefert, sie hat keine Macht über mich. Diese Einstufung ist interessant, verfügt doch der Lehrer in der alten hawaiianischen Kultur über ein sehr hohes Prestige. Ein Freund, *hoaaloha*, auch wenn man ihn sich selbst aussuchen und ihm die Freundschaft unter Umständen auch kündigen kann, wird immer mit einem Possessivum der *o*-Kategorie bezeichnet: *ko‘u hoaaloha*, ‚mein Freund‘. Ist das einfach nur eine zufällige Ausnahme im grammatischen System, oder steckt dahinter eine spezielle Denkweise? Ich neige zu der Annahme, dass es letzteres sei.

Personalisierung sprachlicher Äußerungen ist unabhängig von der konkret zu untersuchenden Sprache allgegenwärtig, was angesichts der Kommunikationsfunktion von Sprache in der Gesellschaft selbstverständlich ist und keiner weiteren Begründung bedarf. Eines der augenfälligsten Merkmale *aller* menschlichen Sprachen ist die Existenz eines Systems von Personalpronomen, welchen in der Regel entsprechende Possessivpronomen gegenüberstehen. Die Eigenheiten, durch welche sich einzelne Sprachen auf diesem speziellen Gebiet von anderen Sprachen unterscheiden, betreffen allein **Differenziertheit** und **Gebrauch** dieser Redeteile, die in der Sprachmittlung stets sorgfältig zu beachten sind. Dafür seien zwei Beispiele aus einer polynesischen Sprache, dem Hawaiianischen, im Kontrast mit dem Deutschen, angeführt. Im ersten Beispiel geht es um den Begriff der ‚Haftung‘. Das Deutsche begnügt sich bei der Benennung der haftenden oder haftbar zu machenden Person mit der einfachen Nennung des Subjekts, gegebenenfalls auch in Form eines Personalpronoms: ‚der Halter des Fahrzeugs haftet, er haftet, sie haftet‘ usw. Das Hawaiianische hebt in solchen Fällen die haftbar zu machende Person mit Hilfe einer Partikel, welche die Funktion einer Präposition hat, zwingend hervor: *nona ke kuleana uku pobō*, wörtlich ‚**ihm/ ihr** obliegt die Verantwortung, für den Schaden zu bezahlen‘. Diese *mise en relief*, diese Hervorhebung des Subjekts (von außerhalb des hawaiianischen Sprachsystems betrachtet), kann im Hawaiianischen im gegebenen Kontext nicht umgangen werden. Sie entspricht der Größe der Verantwortung einer haftenden Person. Auch in anderen Kontexten, und hier komme ich zum zweiten Beispiel, scheint das Hawaiianische auf die Personalisierung der Aussage größeren Wert zu legen als das Deutsche. Strikte Hervorhebung gleich am Satzanfang ist keine Seltenheit, sondern eher die Norm: *I ko‘u ‘ike mua ‘ana, ‘a‘obe bewa.*, wörtlich ‚Auf **meinen** ersten Blick gibt es keinen Fehler.‘. Diese Ausdrucksweise impliziert auch regelmäßig eine respektvolle Distanz zum Gesprächspartner, dem es unbenommen bleibt, die Sache auf **seinen** ersten Blick anders zu betrachten. Sie ist im Hawaiianischen zwingend. Das Possessivum kann hier nicht weggelassen oder durch den bestimmten Artikel ersetzt werden. Eine adäquate Übersetzung ins Deutsche wäre etwa ‚**Ich für meinen Teil** erkenne auf den ersten Blick keinen Fehler.‘, wobei auch die Intonation relevant ist. Die Personifizierung der Aussage erfolgt in beiden Sprachen auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlicher Intensität.

Vielleicht ist es so, dass in manchen Sprachgemeinschaften die Hervorhebung der Ich-Perspektive von größerer Relevanz ist als in anderen. Das kann auch Ausdruck einer Anti-Aggressions- bzw. Deeskalationsstrategie sein („**Ich** sehe das so, aber **du** kannst es ja anders sehen.“). Professionelle Sprachmittler spüren so etwas aus ihrer täglichen Erfahrung heraus. Die Ausbildung kann angehende Sprachmittler und Sprachmittlerinnen anhand von Beispielen für solche Probleme sensibilisieren, die Erfahrung kann sie natürlich nicht ersetzen, wie auch in allen anderen Berufen.

Andererseits kann die Betonung des Persönlichen natürlich auch Ansprüche hervorheben. Wo in archaischen Gesellschaften persönliches Eigentum lediglich durch Gewohnheitsrecht, aber kaum auf andere Weise effektiv geschützt ist, wird sein Bestehen anderen gegenüber **notwendigerweise** stärker hervorgehoben. Die von vielen Arabern oft als „zurückgeblieben“, teils sogar als „kindlich“ belächelten Bewohner des Jemen, einer zweifellos rückständigen Region, sagen beispielsweise الكتاب حقي [al-kitāb ḥaqqī], ‚das Buch meines Rechtes‘, ‚das Buch, auf das ich ein Recht habe‘ – und meinen damit nichts anderes als ‚mein Buch‘! Ich habe beobachtet, dass das bei Arabern, die aus anderen Regionen stammen, fast immer ein nachsichtiges und beinahe mitleidiges Lächeln hervorruft. Denn Eigentumsverhältnisse werden im Hocharabischen, aber auch in vielen Dialekten, ganz simpel mit Hilfe meist einsilbiger, nicht besonders betonter Suffixe angezeigt: كتاب [kitāb], ‚ein Buch‘, كتابي [kitābī], ‚mein Buch‘, كتابك [kitābak], ‚dein Buch‘ usw. Manche Jemeniten sind sich, nebenbei gesagt, ihrer gefühlt unterlegenen soziokulturellen Position innerhalb der arabischen Welt durchaus bewusst, und Werner Diem hat seinerzeit in anderem sprachlichen Kontext berichtet, dass sie sich ihres Dialekts bisweilen sogar schämen (Diem 1973:20).

Es gibt in diesem Zusammenhang selbstverständlich unzählige weitere Phänomene, auf welche in der vorliegenden Studie allein aus Platzgründen nicht eingegangen werden kann. Nur auf folgendes sei noch verwiesen: Die für einige Sprachenpaare bestehenden wichtigen Unterschiede bei der Behandlung des natürlichen und des grammatischen Geschlechts sind für den Sprachmittlungsprozess ebenfalls ein höchst wichtiges und interessantes Thema. Ich weise an dieser Stelle nur auf die Untersuchung von Uwe Kjær Nissen von der *Syddansk Universitet* hin, der Wichtiges dazu beigetragen hat (Nissen 2002).

5.3 Nominal- und Verbalphrase

Bei Übersetzungen aus den morphologisch äußerst zurückhaltenden polynesischen Sprachen ist es, wie auch bei vielen anderen Sprachen weltweit, besonders wichtig, die Ausdrucksmöglichkeiten syntaktischer Strukturen mit Tempus- und Aspektrelevanz genau zu erkennen und entsprechend zu verarbeiten. So wird die überwiegend als Tempuspartikel gebrauchte Wortform *tē* im Tahitianischen in aller Regel mit einer der sogenannten ‚deiktischen‘ Partikeln *nei* oder *ra* verknüpft. Aus dieser Kombination ergibt sich eine außerordentlich genaue und differenzierte Ausdrucksweise. *tē* legt Gegenwartsbezug nahe, während *nei* sowohl temporale als auch lokale Nähe bezeichnet. Der Satz *Tē ha’api’i nei au i te reo tabiti.* bedeutet also ‚Ich lerne – und zwar hier und jetzt – gerade Tahitianisch.‘ (und ich möchte vielleicht dabei nicht gestört werden). Die Partikel *ra* dagegen bezeichnet sowohl temporale als auch lokale Ferne. Das passt auf den ersten Blick mit *tē*, welches ja Präsensbezug herstellt, also temporale Nähe ausdrückt, nicht gut zusammen. Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass *ra* die zeitliche Nähe keineswegs aufhebt, sondern nur modifiziert. So bedeutet der Satz *Tē ha’api’i ra vau i te reo tabiti.* zwar ebenfalls ‚Ich lerne gerade Tahitianisch.‘, aber eben nicht hic et nunc, sondern in einem allgemeineren Sinne: dieser Tage, in diesen Wochen und Monaten, zum Beispiel irgendwo in einem Tahitianischkurs.

Mit Hilfe der das Verb begleitenden Partikeln entstehen auch Strukturen, in welchen ursprüngliche Zustandsverben vereinfachend durchaus als Adjektive verstanden werden können. Ein Beispiel ist *to'eto'e*, ‚kalt sein‘. Das Wörterbuch der *Académie Tahitienne* verzeichnet dieses Wort tatsächlich (simplifizierend?) als ‚Adjektiv‘. Mit dieser Einstufung wird die Wahrnehmung von *to'eto'e* jedoch unnötig eingeschränkt. Denn der Satz *'Ua to'eto'e*, in welchem *to'eto'e* durch die das Verb begleitende Partikel *'ua* eindeutig als *Verb* identifizierbar ist, bedeutet eben **nicht** einfach ‚Es ist kalt.‘, sondern ‚Es ist kalt **geworden.**‘ – womit zugleich gesagt wird, dass es jetzt kalt **ist** und dass sich das auch wieder ändern kann! Wird *to'eto'e* ohne verbbegleitende Partikel gebraucht, beispielsweise wenn es einem Nomen folgt, so handelt es sich streng genommen ebenfalls nicht um ein Adjektiv, sondern um einen asyndetisch angeschlossenen Relativsatz: *pape to'eto'e*: ‚Wasser, welches kalt ist‘. Dies ist für polynesischen Sprachen durchaus typisch. So verzeichnen Elbert und Pukui das entsprechende hawaiianische Äquivalent *anuana* ganz richtig als statisches Verb, und das *Hawaiian Dictionary* kennt generell keine Adjektive. Jan Ullrich hat für das Lakota immer wieder nachdrücklich betont, dass es keine Adjektive kennt, sondern nur statische Verben. Haben wir es hier vielleicht mit einer Vorstufe der Entwicklung hin zum Adjektiv zu tun? Im Arabischen jedenfalls sind praktisch alle ursprünglichen, also nicht mit Hilfe der *Nisba*-Endung von Substantiven abgeleiteten Adjektive, quasi zu Adjektiven „geronnene“ Partizipien oder deren Derivate, und damit können sie ausnahmslos auf Verben zurückgeführt werden. Suggestiert uns unsere landläufige Vorstellung von den Wortarten vielleicht nur, dass es doch Adjektive schließlich geben müsse?

6. Der kommunikativ-ästhetische Aspekt

Manchmal muss eine Übersetzung nicht nur richtig, sondern auch schön sein. Übersetzungen poetischer Texte müssen sich allemal an diesem Anspruch messen lassen – es sei denn, sie werden aus analytisch-linguistischen Gründen angefertigt, aber das wäre zweifellos ein Spezialfall. Werner Creutziger hat seinerzeit *Die Bibel in heutigem Deutsch (Die Gute Nachricht)* mit der Lutherbibel verglichen. In der Zeitschrift *neue deutsche literatur* fasste er sein Urteil 1983 in den prägnanten Worten zusammen: „Luthers Deutsch ist schöner, und weil es schöner ist, ist es richtiger!“ (zitiert in: o.V. 1987: 57). Von Johannes Jessens niederdeutscher Bibelübersetzung könnte man sicher auch sagen, sie sei richtig, weil sie schön ist. Da heißt es beispielsweise, wo Luther „Es werde Licht! und es ward Licht.“ (Luther 1955: AT Gen 1,3) geschrieben hatte, ganz richtig „Dat schall hell warn! Un mit enen Slag wörr dat hell“ (Jessen 1980: AT Gen 1,3). Hier spüren niederdeutsche Leserinnen und Leser den göttlichen Imperativ und seine unmittelbare Folge, und nicht etwa in einem dem hebräischen Original *יְהי אור וַיְהי אור* (Kittel 1925: AT Gen 1,3) wortwörtlich nachempfundenen und hölzernen **Dor wüür Licht! Un dor wörr'd Licht.* Ein sicher eindrucksvolles Beispiel dafür, dass Sprachmittler, hier der Übersetzer oder die Übersetzerin, nicht **Wörter**, sondern **Worte** übersetzen müssen. So heißt es denn bei Jessen auch einfach „Man jo keen Angst!“ (Jessen 1980: NT Luk 2,10), wo Luther die Worte gewählt hatte „Fürchtet euch nicht!“ (Luther 1955: NT Luk 2,10). Auch hier spricht der Geist des in diesem Falle griechischen Originals, *μη φοβεῖσθε* (Nestle 1914: NT Luk 2,10) gleichermaßen zum Leser des hochdeutschen wie des niederdeutschen Textes, man könnte auch sagen, das ist die in adäquaten Sprachformen gespiegelte mentale Repräsentation, hervorgerufen durch das Original – aufgespürt im ursprünglichen Text und eingefangen in Wörtern der jeweiligen Zielsprache.

Um ein weiteres Beispiel zu nennen: Ich bin versucht zu behaupten, dass eine schönere, und damit eine richtigere deutsche Übersetzung der Homerischen Epen als jene von Johann Heinrich Voss unter poetischem Gesichtspunkt kaum je möglich sein wird. Die Vossische

Sprache atmet Rhythmus und Geist der altgriechischen Hexameter, was Voss nicht zuletzt durch die kühne Schaffung von Epitheta gelungen ist, welche zu seiner Zeit für das Deutsche durchaus unüblich waren:

ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον, ὃς μάλα πολλὰ πλάγχθη [...] (Hom. Od.1,1–2/Thiel 1991)
,Sage mir, Muse, die Taten des vielgewanderten Mannes, welcher so weit geirrt [...]' (Hom. Od.1,1–2/Homer 1959)

νῆσος δειδρήεσσα, θεὰ δ' ἐν δῶματα ναίει, Ἄτλαντος θυγάτηρ ὀλοόφρονος [...] (Hom. Od.1,51–52/Thiel 1991)
,Eine Göttin bewohnt das waldumschattete Eiland, Atlas' Tochter, des allerforschenden [...]' (Hom. Od. 1,51–52/Homer 1959)

Dass Voss in Vers 1,1 aus dem ‚vielgewandten‘ Mann den ‚vielgewanderten‘ Mann gemacht hat, und dass er die ‚Taten‘ eingefügt hat, ist rhythmusbedingt – und es passt perfekt in den Kontext! Es könnten noch viele Beispiele zitiert werden. Bei Voss zeigt sich exemplarisch wahre Übersetzungskunst, denn es wurden mentale Repräsentationen auf der Grundlage einer exzellenten Kenntnis der Originalsprache allein mit sicherem Sprachinstinkt ergründet, es wurde die künstlerische Kommunikationsabsicht erkannt, es wurden Wege gefunden, sie in einer anderen, ebenso exzellent beherrschten Sprache vollendet zu formulieren! Das wird kein Computer je leisten können, denn ihm fehlt das Gespür, das durch keine noch so große Speicher- und Rechenkapazität ersetzt werden kann.

Zahllose Aspekte spielen im Zusammenhang mit poetischen Texten eine Rolle, nicht zuletzt auch die von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft, und damit von Sprache zu Sprache, differierenden Gewohnheiten und sprachsystembedingten Unterschiede in der Ausdrucksweise, und selbstverständlich immer der Kontext. Das Lateinische wurde oft gerühmt, besonders kurze und prägnante Sätze zu ermöglichen, nach dem Beispiel *multum non multa*. Das klassische Chinesisch, um nur ein Beispiel zu nennen, kann da durchaus mithalten:

毋
多
言

[wú duō jián]³ (Haenisch 1966: 36)

Dieser bekannte Spruch, in einer Anekdote über Konfuzius überliefert, bedeutet wörtlich übersetzt ‚nicht viel reden‘. Welchem deutschen Muttersprachler fallen da nicht sofort prägnante Formulierungsmöglichkeiten für die Übersetzung ein, wie etwa ‚In der Kürze liegt die Würze.‘ oder, vielleicht noch besser, ‚Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.‘? Doch Vorsicht! Während diese Übersetzungen durchaus geeignet erscheinen, solange der Spruch als kontextunabhängige Maxime oder Sentenz verstanden wird, ist innerhalb des überlieferten Kontextes die dem Original nähere Variante ‚Redet nicht so viel!‘ die weitaus bessere Lösung.

Dabei ist hier noch nicht einmal von spontanem Wortwitz die Rede, wie er uns etwa bei Hansgeorg Stengel nicht selten begegnet. Wie kann der Begriff ‚Sprachwursteleien‘, von ihm unter dem Titel *Wortadella* veröffentlicht (Stengel 1997), übersetzt werden? Solch Wortwitz ist vermutlich so gut wie unübersetzbar, auch wenn die dahinter verborgenen mentalen Abbilder wenig Rätsel aufgeben. Sprachmittler und Sprachmittlerinnen verstehen problemlos, worum es geht, und können es dennoch nicht ohne weiteres übersetzen. Computer – wie

³ Umschrift nach Piasek (1961)

könnte es anders sein? – verstehen bei solchen Wortspielen von vornherein überhaupt nichts.

7 Von Worten zu Wörtern: „Objektivierung“ des Mentalen?

Abschließend sei noch kurz auf die andere Seite des Sprachmittlungsprozesses eingegangen, auf die Formulierung der richtig verstandenen Worte der Ausgangssprache mit den Mitteln der Zielsprache. Dabei will ich aber in allgemeinerer Form der Frage nachgehen, ob eine Objektivierung des Mentalen – oder, anders ausgedrückt, ein dem Gedachten in jeder Hinsicht adäquater Ausdruck auf sprachlicher Ebene überhaupt möglich ist. Ich komme damit zum Ausgangspunkt der hier vorgestellten Überlegungen zurück, wo wir ja gesehen hatten, dass Platon genau das bezweifelte.

Platons Skepsis, so will mir scheinen, ist auch aus heutiger Sicht durchaus angebracht – und das entspricht ja auch aller Erfahrung. Beinahe jeder Versuch, **Worte** (und hier könnte ich auch sagen: **Ideen, Gedanken**) in **Wörter** (und die dazugehörigen Formen und Strukturen) zu zwingen, führt entweder zu inhaltlichen Verlusten und Einschränkungen oder zu monströsen und übergenaue oder auch übervorsichtigen Formulierungen, deren Verständlichkeit, deren **Verstehbarkeit**, nicht selten massiven Schaden nimmt. Das betrifft übrigens belletristische Texte genauso wie wissenschaftliche oder technische Fachtexte – und, wie man weiß, vor allem auch juristische Texte. Um bei der Belletristik zu bleiben: Thomas Manns feinsinnige, oft zutiefst ironische und bis ins Äußerste ausgefeilte Sprache, ist Personen, die dafür empfänglich sind, sicher immer wieder ein Quell großen Genusses – etwa im *Felix Krull* oder in der weithin bekannten Rede zum 150. Todestag Friedrich Schillers. Es ist jedoch nicht zu übersehen, dass sich immer weniger Menschen davon angesprochen fühlen. Ist also sprachliche Ausgefeiltheit vielleicht sogar ein Hindernis für den Kommunikationsprozess? Eines scheint klar: Je tiefsinniger die mentalen Inhalte, die auszudrückenden Ideen, desto schwieriger deren exakte Abbildung in sprachlicher Hülle. Dies überträgt sich selbstverständlich auf alle Übersetzungsversuche – ja, es potenziert sich sogar.

Die potenziellen Informationsverluste in jeglicher Kommunikation dürften jedenfalls desto geringer sein, je besser sich die Kommunikationspartner kennen – und das gilt nicht nur für die individuelle, sondern auch für die gesellschaftliche Kommunikation. Anders gesagt: Je besser die ‚Empfänger‘ einer Botschaft sich in die Gedankenwelt der ‚Sender‘ hineinendenken können und umgekehrt, je größer auch die Schnittmenge der gemeinsamen Kenntnisse, Erfahrungen und Vorstellungen ist, desto geringer dürften die Informationsverluste im Prozess der Kommunikation sein. Besonders gering könnten Informationsverluste zweifellos auf dem Feld der naturwissenschaftlich-technischen Kommunikation sein, wenn sie professionell geführt wird. Denn diese berührt zum einen meist eng begrenzte Bereiche, und sie kann sich zum anderen auf ein mehr oder weniger zuverlässiges Inventar feststehender Termini und Konventionen stützen, und noch dazu haben die Kommunikationspartner, auf ihr Fach bezogen, den gleichen mentalen Hintergrund, sie haben im wahrsten Sinne des Wortes **eine gemeinsame Sprache**. Mentale Repräsentationen, Verknüpfungen, Assoziationen, Bedeutungsfelder, die ohne Zweifel immer eine Rolle spielen, wenn Sprache im Spiel ist, werden in der naturwissenschaftlich-technischen Kommunikation ganz bewusst klein gehalten oder begrenzt. Ist es möglich, sie ganz auszuschalten? Allein der Sprache der Mathematik scheint dies vollendet zu gelingen. In mathematischen Symbolen ist Sprache zu abstrakten Zeichen geronnen, welche weitgehend eindeutig sind⁴. Die Objektivierung des Mentalen scheint perfekt gelungen, die mentale Repräsentation soll erklärtermaßen keinerlei

⁴ Dass es sich oft um Idealisierungen handelt, welche die Realität im mikro- und makrokosmischen Raum nicht hundertprozentig exakt spiegeln, ist für die gegebene Betrachtungsebene nicht relevant.

Freiheit genießen, sie soll ausgehend vom Symbol nicht nur eindeutig, sondern **eineindeutig** sein. Vielleicht ist genau das der Grund, warum viele Menschen keinen Zugang zur Mathematik finden, ja sich geradezu vor ihr fürchten, während eine Minderheit sich wiederum unwiderstehlich von ihr angezogen fühlt.

In krassstem Gegensatz dazu werden im üblichen Parteiengezänk Informationsverluste nicht nur bewusst in Kauf genommen, sondern bisweilen sogar willentlich provoziert, indem Zitate aus dem Zusammenhang gerissen und Formulierungen zugespitzt werden – mit unlauterem Ziel. Die Bedeutung der Kommunikations**absicht** im Kontext mit Sprachmittlung erfordert jedoch eine eigene Betrachtung, die über den Rahmen der vorliegenden Arbeit weit hinausführen würde.

Es sei vielmehr gestattet, die Sache abschließend noch einmal andersherum zu betrachten: Wäre, ausgenommen in der mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Kommunikation, ein Zustand überhaupt wünschenswert, in welchem wir alle **Worte**, die wir denken, in einer 1:1-Relation in **Wörter** fassen könnten? Zweifellos würde ein solcher Zustand die Kommunikation, auch besonders die Sprachmittlung, drastisch vereinfachen und verkürzen. Das kann nicht nur in Mathematik, Naturwissenschaft und Technik, durchaus zweckmäßig und gewollt sein, sondern beispielsweise auch in der geschäftlichen Kommunikation. Zu diesem Behufe wurde ja auch das sogenannte ‚simplified English‘ erfunden. Das ist eine Variante des Englischen, in welcher u. a. auf seltener gebrauchte Begriffe, auf den Synonymreichtum des Englischen, sowie auf kompliziertere grammatische Konstruktionen, aber auch auf Anspielungen, Mehrdeutigkeiten, implizite Gedanken usw. ganz bewusst verzichtet werden soll. Alles soll einfach und explizit werden! Die Schöpfer dieses ‚simplified English‘ laufen allerdings der realen Entwicklung nur hinterher. Ich selbst habe jahrelang als Europäischer Projektmanager für einen großen Kölner Konzern gearbeitet und reiste zu jener Zeit das ganze Jahr über kreuz und quer durch Europa. Das Englisch, mit dem ich da zu tun hatte, war simplified in höchstem Grade (außer in Großbritannien, versteht sich). Aber es sicherte immer und ohne Ausnahme die notwendige Kommunikation! Diese Art von Sprache können inzwischen auch computergestützte Übersetzungsmaschinen immer besser bewältigen.

Auch wenn also Effizienzgebot und Zweckmäßigkeit solche Entwicklungen diktieren mögen, auch wenn Computerlinguisten angesichts solcher Aussichten frohlocken – sollte einem nicht grausen vor der Vorstellung, dass sich ein solcher Trend, von der Sphäre der Fachkommunikation ausgehend, schleichend über die ganze Sprache ausbreiten könnte? Man stelle sich nur vor, dass jemand, der viel und stets aufmerksam liest, über ein belletristisches Werk, mit dem er gerade beschäftigt ist, die **Worte** spricht „Ich lese nur **Wörter**...!“ Wäre ein vernichtenderes Urteil über ein solches Werk überhaupt vorstellbar?

Bibliographie

- Akischina, Alla A., Formanowskaja, Natalija I. (1988): *Die russische Sprachetikette*. Düsseldorf/Moskau: Brücken-Verlag/Verlag Russkij Jazyk
- Apelt, Otto (Übers.) (1922): *Platons Dialog Kratylos*. Leipzig: Felix Meiner
- Arapari, Hereiti/Baumgarten, Wilfried (2016): *Fa'aitoito! Lehrbuch der Sprache von Tabiti*. Grafenau: Polynesien-Verlag
- Autorenkollektiv (1987): „Zielsetzung und Übersetzungsgrundsätze der ‚Bibel in heutigem Deutsch – Die Gute Nachricht‘“. *Übersetzen und verstehen*. Berlin/Altenburg: Evangelische Haupt-Bibelgesellschaft (Beiträge zur Bibel)
- Autorenkollektiv (1995): *Nationalencyklopedins Ordbok*. Höganäs: Bokförlaget Bra Böcker
- Balzac, Honoré de (1972): *Verlorene Illusionen*. Berlin/Weimar: Aufbau Verlag

- Balzac, Honoré de (1983): *Illusions perdues (Le livre de poche)*. Paris: Librairie Générale Française
- Baumgarten, Wilfried (2018): „Elativformen semantisch betrachtet“. *Leibniz Online* 31 (2018)
- Baumgarten, Wilfried (2016): *Illustriertes Wörterbuch Hawaiianisch-Deutsch. Sprache, Geschichte und Kultur Hawaiis*. Grafenau: Polynesian-Verlag
- Bruderer, H. E. (1980): *Nichtnumerische Datenverarbeitung*. Mannheim/Wien/Zürich: Wissenschaftsverlag – Bibliographisches Institut
- Budtz-Jørgensen, Jørgen / Møller, Harald W. (1937): *Vor Tids Konversations Leksikon*. København: Aschehoug Dansk Forlag
- Creutziger, Werner (1985): *In Dichters Lande geben. Übersetzen als Schreibkunst*. Halle/Leipzig: Mitteldeutscher Verlag
- Déjean Le Féal, Karla (1987): „Putting Translation Theory Into Practice“. *Babel. Revue Internationale de la Traduction. International Journal of Translation* (33/4). Budapest: Akadémiai Kiadó
- Dekker, Jan / Wijma, Frans (2004): *The new language in International Business – Simplified English*. Tilburg: Tedopres International B.V.
- Diem, Werner (1973): *Skizzen jemenitischer Dialekte*. (Beiruter Texte und Studien 13). Beirut: Orient-Institut.
- Geckeler, Horst (ed.) (1978): *Strukturelle Bedeutungslehre*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Haenisch, Erich (1966): *Lehrbuch der klassischen chinesischen Schriftsprache*. Textband. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie
- Hayakawa, Samuel I. (1967): *Semantik. Sprache im Denken und Handeln*. Darmstadt: Verlag Darmstädter Blätter
- Heisenberg, Werner (1979): *Quantentheorie und Philosophie*. Stuttgart: Reclam
- Helbig, Gerhard (1973): *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut
- Homer (1959): *Odysee*. Weimar: Volkerverlag
- [Ivanov, Vjačeslav] Iwanow, Wiatcheslaw (1930): *Die russische Idee*. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
- Jaspers, Karl (1948): *Allgemeine Psychopathologie*. Berlin und Heidelberg: Springer Verlag
- Jessen, Johannes (Übers.) (1980): *Das Alte und das Neue Testament in unserer Modersprache*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Kade, Otto, Neubert, Albrecht (Hrsg.) (1973): *Neue Beiträge zu Grundfragen der Übersetzungswissenschaft. Materialien der II. Internationalen Konferenz „Grundfrage der Übersetzungswissenschaft“ an der Sektion „Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft“ der Karl-Marx-Universität Leipzig vom 14. bis 17. September 1970*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie
- Kade, Otto (Hrsg.) (1981): *Probleme des übersetzungswissenschaftlichen Textvergleichs* (Übersetzungswissenschaftliche Beiträge 4). Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie
- Kittel, Rud. (ed.) (1925): *Biblia Hebraica*. Stuttgart: Privileg. Württ. Bibelanstalt
- Knudsen, Trygve / Sommerfelt, Alf u.a. (1937): *Norsk Riksmålsordbok*. Oslo: Forlaget av H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard)
- Komissarov, Vilen Naumovič (2016): *Lingvistika perevoda*. Moskva: knižnyj dom „LIBROKOM“.
- Laudse (1970): *Dauedesching*. Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun.
- Lindgren, Astrid (2012): *Pippi Långstrump*. Stockholm: Rabén & Sjögren
- Lindow, Wolfgang et al. (1998): *Niederdeutsche Grammatik*. Leer: Verlag Schuster
- Luther, Martin (Übers.) (1955): *Die Bibel*. Berlin: Evangelische Haupt-Bibelgesellschaft
- Luther, Martin (1968): *Sendbrief vom Dolmetschen – Summarien über die Psalmen und Ursachen des Dolmetschens*. Halle (Saale): VEB Max Niemeyer Verlag

- Meurer, Siegfried (1987): *Ist die Zeit reif für eine Einheitsbibel der deutschsprachigen Christenheit? Übersetzen und Verstehen*. Berlin/Altenburg: Evangelische Haupt-Bibelgesellschaft (Beiträge zur Bibel)
- Myrvoll, Klaus Johan / Spaans, Ronny (2018): „Olav H. Hauge og nynorsk omsetjingskunst“. In: Edda. *Nordisk tidsskrift for litteraturforskning* (105/4), 322–338. Oslo: Universitetsforlaget.
- Nestle, Eberhard (Hrsg.) (1914): *Novum Testamentum Graece curavit Eberhard Nestle*. Stuttgart: Privilegierte Württembergische Bibelanstalt
- Neubert, Albrecht (Hrsg.) (1968): *Grundfragen der Übersetzungswissenschaft* (Beihefte zur Zeitschrift Fremdsprachen II). Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie
- Neubert, Albrecht (1986): *Dichtung und Wahrheit des zweisprachigen Wörterbuchs*. Berlin: Akademie-Verlag
- Neubert, Albrecht (1991): „Die Wörter in der Übersetzung“. *Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse*, Band 131, Heft 4. Berlin: Akademie Verlag
- Nissen, Uwe Kjær (2002): „Aspects of translating gender“. *Sprache und Geschlecht II. Linguistik online*. 11/2002 (<https://www.linguistik-online.net>)
- Opolska-Kokoszka, Bogna (1987): „Influence de la localisation du sentiment de contrôle et de l'attitude religieuse sur la manière de traduire – expériences pilotes“. *Babel. Revue Internationale de la Traduction. International Journal of Translation*, 33/3. Budapest: Akadémiai Kiadó.
- o.V. (1987): *Übersetzen und verstehen*. Berlin/Altenburg: Evangelische Haupt-Bibelgesellschaft
- o.V. (2006): *Nynorskordboka*. Oslo: Det Norske Samlaget.
- Piasek, Martin (Hrsg.) (1961): *Chinesisch-Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie
- Radó, György (1987): „Translation: interlingual, intercultural, and...“. *Babel. Revue Internationale de la Traduction. International Journal of Translation* 33/3. Budapest: Akadémiai Kiadó.
- Reuschel, Wolfgang (1968): „wa-kāna llāhu ʿalīman raḥīman“. In: *Studia Orientalia in Memoriam Caroli Brockelmann*. Halle (Saale): Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 2/3, Jahrgang XVII, 1968
- Ritter, Constantin (Übers.) (1922): *Platons Dialog Phaidros*. Leipzig: Felix Meiner
- Šachovskij, Viktor Ivanovič (2015): *Ėmocii. dolingvistika – lingvistika – lingvokul'turologija*. Moskva: knižnyj dom „LIBROKOM“.
- Scheidacker, Werner (1987): „Die Lutherbibel in der DDR“. *Übersetzen und verstehen*. Berlin/Altenburg: Evangelische Haupt-Bibelgesellschaft (Beiträge zur Bibel)
- Stengel, Hansgeorg (1997): *Wortadella. Allerhand Sprachwursteleien*. Berlin: Eulenspiegel Verlag
- Strehle, Hermann (1956): *Vom Geheimnis der Sprache. Sprachliche Ausdruckslehre. Sprachpsychologie*. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag
- Tolstoi, Lew (1969): *Anna Karenina*. Erster Band. *Gesammelte Werke in zwanzig Bänden*, Band 6. Berlin: Rütten & Loening
- Twain, Mark (1890): *Abenteuer und Fahrten des Huckleberry Finn*. Stuttgart: Verlag von Robert Lutz
- Twain, Mark (1885): *Adventures of Huckleberry Finn*. New York: Charles L. Webster and Company
- van Thiel, Helmut (ed.) (1991): *Homeri Odyssea*. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag
- Wossidlo, Richard/Teuchert, Hermann (1996): *Mecklenburgisches Wörterbuch*. Neumünster: Wachholtz Verlag

Wotjak, Gerd (ed.) (2007): *Quo vadis Translatologie? Ein halbes Jahrhundert universitäre Ausbildung von Dolmetschern und Übersetzern in Leipzig*. Berlin: Frank & Timme, Verlag für wissenschaftliche Literatur

E-Mail-Adresse des Verfassers: wilfried.baumgarten@online.de